

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. Februar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 6.

Das wiedergefundene Kind.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verstrich unter tödtlicher Angst. Sobald der Tag angebrochen war, ging Herr von Menning aus, um Nachrichten einzuziehen. Er kehrte wieder zurück, und sein Bericht war ein Donnerschlag. Die ganze Stadt war in Bewegung. Eine Patrouille hatte Feodor's Leichnam aufgehoben und zu seinem Vater geschafft. Die Zeugen des Zwistes erklärten, daß beide jungen Leute, nachdem sie das Rendezvous auf den folgenden Tag mit Sonnenaufgang festgesetzt, fast zu gleicher Zeit weggegangen wären. Dem Berichte zufolge, welchen der Führer der Patrouille abstattete, vermuthete man, daß der Sohn des Generals in der Nacht getödtet worden sey. „Soll ich es Dir sagen“ — fuhr Herr Menning mit tiefer Gemüthsbewegung fort — „man beschuldigt Dich des Meuchelmords; — Bei mir bedarfst Du keiner Rechtfertigung; aber Niemand kennt sonst die Beweggründe, welche Dich zwingen der zum Kampfe bestimmten Stunde vorzueilen. Durch eine sonderbare Verkettung der Umstände hat man, fast unbegreiflicher Weise, Feodor's Degen auf dem Kampfsplatze nicht gefunden, sondern sah nur den deinigen dort liegen. Der General, der über den Tod seines Sohns in Verzweiflung ist, klagt Dich des Meuchelmords an. Man sucht Dich. Man ist sogar schon in mein Haus gekommen. Aber das Zimmer, in dem Du Dich aufhältst, liegt zu versteckt, als daß man es auffinden könnte. Uebrigens glaubt man — und das ist ein glücklicher Zufall — Du hättest die Stadt verlassen. Man will diesen Morgen einige Werke von hier einen Menschen in die Wälder haben fliehen sehen. Dies gibt uns Zeit, zu Athem zu kommen und Maßregeln zu ergreifen.“ —

„Maßregeln, lieber Oheim? Ich sehe keine weiter, als mich als Gefangener zu stellen und meine Unschuld geltend zu machen.“

„Deine Unschuld? Armer Vladimir! wodurch willst Du sie beweisen? Wo sind Deine Vertheidigungsmittel? Nur Feodor vermöchte Dich zu rechtfertigen; sein Tod hat aber dieses einzige Zeugniß vernichtet. Die

Familie ist mächtig, steht in Ansehen und wird die Rache der Geseze auf Dich herabrufen. Sollte es Dir aber wirklich auch gelingen, den Verdacht eines begangenen Verbrechens von Dir abzuwenden, so wirst Du unaussprechlich und unendlich von der Last der schweren Anklage zu leiden haben; Du weißt, wie langsam unsere Gerechtigkeit ist! Vergiß übrigens nicht, daß Du in Einer Hinsicht schon strafbar bist: weil Du Dich duellirt hast! Deshalb bin ich es der Ehre der Familie, der Sorge für Deine Zukunft schuldig, daß ich ein Rettungsmittel für Dich suche. Bleibe hier und laß mich handeln. Der Tag soll nicht zu Ende gehen, ohne daß ich Deine Flucht bewerkstelligt und gesichert sehe.“

Bald bot der Zufall Herrn von Menning dar, was er suchte. Auf der Rhede lag ein Schiff der russisch-amerikanischen Compagnie, und war bereit, unter Segel zu gehen. Der Befehlshaber desselben suchte noch einen Sekretair. Herr von Menning, der mit diesem Seeoffizier in freundschaftlichen Verhältnissen stand, nahm eine Barke, ließ sich an Bord rudern und schlug ihm Vladimir unter einem angenommenen Namen vor. Der Kapitain war darüber erfreut, und willigte sogleich ein. Das Schiff sollte den folgenden Tag unter Segel gehen. Man kam überein, daß der junge Sekretair, dem man doch einige Zeit gönnen müsse, seine Einrichtungen zu treffen, Abends um elf Uhr von einigen Matrosen abgeholt werden solle. Entzückt darüber, daß seine Unterhandlung ein so glückliches Resultat gehabt hatte, kehrte der Oheim nach dem Lande zurück und nahm alle Maßregeln, welche die Flucht seines Neffen sichern konnten.

Aber dieser, der in einem dunkeln Gemache sich aufhielt, in dem er kaum zu athmen wagte, konnte das blutige Bild nicht aus seiner Seele verbannen, welches ihn verfolgte, und in diese finstern Träumereien mischte sich die Erinnerung an seine Mutter und Wassilissa's holdselige Züge. Unter mühsam ersticktem Schluchzen flüsterte er die geliebten Namen. Der Tag neigte sich schon zu Ende, als sein treuer Beschützer bei ihm eintrat. Wie sollte man es versuchen wollen, die Verzweiflung des unglücklichen jun-

gen Mannes zu schildern, als er die Worte vernahm: „In einigen Stunden müsse er sich einschiffen!“

„In einigen Stunden! — — O meine Mutter! — — Und Du — — —! Mein Oheim, Sie haben ein Todesurtheil gesprochen!“

„Wie meinst Du das? Ein Todesurtheil, wenn ich komme, Dir die Freiheit anzubieten? wenn ich Dich vor tausendfältigen Qualen und Bekümmernissen rette? Denke an die Familie, deren Wuth Dich verfolgt. Erinnerst Du Dich nicht Sibiriens? — Fliehe, Wladimir; aber bewahre den standhaftesten Muth. Während Du außer Landes Dich aufhältst, werden wir für Dich thätig seyn. Gott wird uns seinen Schutz verleihen! Rechne auf die Zärtlichkeit Deiner Mutter und auf die meinige. Auf! Triff Deine Anstalten!“

Wladimir erbat sich einige einsame Augenblicke, um an seine Mutter zu schreiben. Dann warf er wenige Zeilen an das Wesen auf das Papier, welches über ein solches Lebewohl verzweifeln mußte. Sein Herz blutete, als er ihr schrieb, daß ein unvorhergesehenes Unglück, ein gräßliches Geschick ihn zwingt, auf zwei Jahre sein Vaterland zu verlassen. Diesen mit Thränen benetzten Brief übergab er dem Kammerdiener des Herrn von Menning, mit der Weisung ihn den andern Tag sogleich nach der Post zu besördern.

Um elf Uhr verließ Wladimir das Haus durch eine Thür des Gartens, welche nach einer öden Straße führte. Ein heftiges Gewitter war im Anzuge, die Nacht rabenschwarz. Bald erreichte er mit seinen Begleitern den Fußsteig, welcher nach dem Gestade sich zog, wo ihn die Barke erwartete. Auf diesem kurzen Wege mühte sich Herr von Menning, den Muth seines Neffen zu beleben. „Dieser Ausweg, den die Vorsehung uns gleichsam zeigt,“ — sprach er — „ist der einzige anwendbare. Preußens Gränze ist zu fern und ein falscher Paß war nicht zu erlangen. Du wirst nach mehreren Seiten hin verfolgt und Deine Verhaftung würde unvermeidlich seyn. Doch wir sind hier in der Nähe der Barke, schweigen wir. Lebe wohl, lieber Vetter, lebe tausend Mal wohl! Der Himmel beschütze Dich und führe Dich gesund wieder zu uns zurück! Diese Hoffnung läßt mich Deinen und meinen Schmerz ertragen.“

Beim Glanze der Blitze erkannte Wladimir den Getreuesten seiner Diener, für welchen der eifrige Herr von Menning ebenfalls die Aufnahme in das Schiff ausgewirkt hatte. Schon waren durch diesen Menschen alle Effekten seines Herrn in die Barke geschafft worden, und ein Felleisen enthielt eine starke Summe Geldes. Als ein wahrer Schutzgeist hatte der wackere Oheim Alles vorhergesehen, Alles berechnet und auch Alles mit der Thätigkeit und Kaltblütigkeit betrieben, die man so selten in den großen Stürmen des Lebens bewahrt. Sein Nefte schloß ihn, durchdrungen von Dankbarkeit, aber unfähig, sie zu äußern, sprachlos an seine Brust und sagte: „Gott mög' es Ihnen lohnen!“ — Hierauf sprang er in die Schaluppe, welche sich alsbald in der Dunkelheit der Nacht verlor. Jeden Augenblick ward die See bewegter, und der Donner mischte sein majestätisches Rollen in die drohenden

Bogen. Die Matrosen erblickten; aber Wladimir betrachtete mit einer Art von Freude diesen Aufruhr des Himmels und des Wassers. „D!“ — rief er aus — „wenn diese verzehrenden Blitze, dieses wüthende Meer ein Opfer fordern, so mögen sie aufhören, blind zu seyn, und ihre Wuth den Unglücklichen treffen, der das Blut seines Nebenmenschen vergoß! Allmächtiger! so reichen also wenige Stunden hin, die Schicksale der Menschen für immer zu bestimmen! — — Gestern noch war ich trunken von Hoffnungen und Liebe, und heute bin ich des Mordes angeklagt, enteehrt, verfolgt, und gezwungen, Alles, was ich liebe, bis zu den fernsten Grenzen des Oceans zu fliehen! Und das Mädchen, welches ich ins Verderben riß, dessen Unschuld ich vergiftete, hält mich vielleicht für einen elenden niedrigen Verräther! O! wie strafbar bin ich, und wie hart werd' ich gezüchtigt!“ — Er erstaunte darüber, daß das schwache Fahrzeug dem Stöße der Wellen Widerstand zu leisten vermochte, und würde vielleicht, in seiner tiefen Verzweiflung, sich ins Meer gestürzt haben, wenn nicht plötzlich ein helles Geschrei sich erhob hätte. Man warf ein Tau in die Schaluppe und die Matrosen legten die Ruder aus der Hand; man befand sich dem Schiffe gegenüber. Die ganze, auf dem Verdecke versammelte, Schiffsmannschaft zeigte lauten Jubel; sie hatte schon lebhaften Besorgnissen Raum gegeben. Wladimir stieg langsam die Schiffsleiter hinauf und ward in die Kajüte des Kapitäns geführt, der ihn auf das Zuversichtlichste und Freundlichste empfing. Bald legte sich der Sturm. Als der Tag aufblühte, lichtete man die Anker, und vor einem frischen Landwinde begünstigt, durchschnitt das Schiff rasch den Finnischen Meerbusen. — —

Doch — kehren wir nach Petersburg zurück, wo wir Wafilissa und ihre von einigen Befürchtungen und großen Hoffnungen bewegte Tante zurückließen. Der schreckliche Brief langte richtig an. Welcher Schmerz bemächtigte sich ihrer, als sie dieses herzerreißende Lebewohl von zitternder Hand lasen! Diese geheimnißvolle Sprache erfüllte sie mit Entsetzen. „Ein schreckliches Ereigniß — die Sorge für meine Sicherheit — seyde gerechter, als die öffentliche Meinung — klagt Ihr mich nicht an, und wenn selbst die ganze Welt mich für schuldig hielte — erhaltet Euch für mich, meine Verbannung wird keine ewige seyn! — —“ Diese, mit Versicherungen der Treue durchwebten, Ausdrücke erschreckten diese zarten, schüchternen Gemüther. Der Zeitpunkt von zwei Jahren, welcher bis zu seiner Rückkehr verfließen sollte, beugte sie vollends darnieder. In ihrem schmerzlichen Erstaunen hegten sie nicht das mindeste Mißtrauen gegen den Urheber ihrer Leiden. Sie litten noch mehr für ihn, als für sich selbst.

Indeß bezeugte Wafilissa, durch hohe Gottesfurcht und Liebe gleich gestärkt, einen Muth, welcher über dieses unvorhergesehene Unglück herrlich triumphirte und dies war es, was ihre Tante tröstete. Das junge Mädchen entwickelte eine Charaktergröße und Seelenstärke, welche über ihr Alter war. Um den Monat Oktober erschien ein Seeoffizier bei Madame Prokof und händigte ihr einen Brief von Wladimir ein. Er

hatte ihn erst vor Kurzem gesehen. Er hatte ihn sehr niedergeschlagen, aber resignirt gefunden, und seine Gesundheit schien nicht gelitten zu haben. In seinem Briefe sagte er: „Vier Monate der Verbannung sind also schon verstrichen. Die übrigen werden auch verfließen, und endlich der Tag kommen, der mich Allem, was ich liebe, wiedergibt.“ Wassilissa's Seele öffnete sich einem unerwarteten Troste. Ach! dies war ein letzter Hoffnungsschimmer! Er erleuchtete nur einen Augenblick das trübe Asyl, wo das Schicksal Schmerz und Kummer einheimisch machen zu wollen schien. Madame Profkof that einen gefährlichen Fall, und da Alter und Besorgnisse ihre Kräfte sehr geschwächt hatten, so verschied sie nach vierzehntägigen Leiden, deren Schmerzlichstes das war, ihre geliebte Nichte ohne Vermögen, ohne Beschützer und nahe daran, Mutter zu werden, in der Welt zurückzulassen!

Wassilissa liebte ihre Tante innig. Dieser Verlust vernichtete ihren ganzen bisherigen Muth. Sie sah sich mit Entsetzen allein in der Welt und schauderte vor dem Raume, der von Wladimir sie trennte, wie vor einem grenzenlosen Horizonte. Oft sagte sie zu Matrona, ihrer Dienerin: „Es ist um mich geschehen! In dieser Welt werd' ich ihn nicht wiedersehen!“ Ihre Ahnungen gingen leider in Erfüllung. Es war im Monat November. In Rußland haben die allzu strengen Winter häufig sehr üble Folgen für Wöchnerinnen. Wassilissa hatte ganze Nächte damit zugebracht, am Wickelzeug ihres Kindes zu arbeiten. Wenn das schöne unglückliche Mädchen, in tiefen Schmerz versunken, bei einer matt glimmenden Lampe saß, daran denkend, daß sie einsam auf der Welt da stehe, so fand sie nur in der Erinnerung an die Pflichten Beruhigung, welche sie an das Leben festelten. Wie oft benetzte sie die Wickelschnur für das Kind, dessen Bewegungen sie in ihrem Schooße spürte, mit heißen Thränen! Wie oft ward die Nadel durch mütterlichen Kummer im Arbeiten gehemmt, sobald sie Blicke in eine fast hoffnungslose Zukunft that!

Am 2. December stieg die Kälte des Morgens auf dreißig Grad. Matrona erwachte über dem Stöhnen ihrer Gebieterin. Das brave Mädchen eilte zu ihr und fand sie fast im Sterben. Unter den heftigsten Schmerzen gebar sie eine Tochter und blieb einige Zeitlang leblos liegen. Als sie die Augen wieder aufschlug, nahm sie das Kind in ihre Arme, segnete es, bedeckte es mit Küffen und Thränen, und da sie über die Gefahr, in welcher ihr Leben schwebte, nicht zweifelhaft war, so löste sie von ihrem Busen das kleine Kreuz ab, das letzte Geschenk ihres Geliebten, und befestigte es am Halses ihres Töchterchens. In eine Schachtel legte sie Wladimir's Portrait und Briefe, und indem sie sich dann zu Matrona, der einzigen Freundin, die ihr geblieben war, wandte, sprach sie: „Gelobe Deiner sterbenden Gebieterin, daß dieses Kreuz und diese Schachtel niemals von dem Kinde genommen werden sollen.“ Matrona schwur dies knieend, und ein Strahl von Freude bligte durch ihre nahende Todesdämmerung. Wassilissa legte das Haupt auf das Kopfkissen — und einige Augenblicke später war sie nicht mehr.

So starb dieses reizende Mädchen in einem Alter von siebzehn Jahren. Schön, gefühlvoll, sanft, von anbetungswürdigem Charakter — schied sie vom Leben in dem Augenblicke, wo Mutterliebe sie für so viele Leiden entschädigen sollte. Das Wehen des Mißgeschicks, der glühende Hauch der Leidenschaften hatten die einsame Blüthe welken gemacht; sie fiel, und ihr Kind, die Quelle so vieler Thränen, ruhte sanft auf dem Bette neben seiner jungen Mutter, die nicht mehr erwachen sollte.

Da die treue Matrona keine Dame kannte, welche mit der Verstorbenen verwandt gewesen oder in solchen freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hätte, daß sie ihr das Kind anvertrauen durfte, so entschloß sie sich, es nach dem Findelhause zu tragen. Hier übergab sie das kleine Mädchen dem Aufseher, händigte ihm auch das Wickelzeug ein und empfahl ihm auf das Nachdrücklichste, niemals dem Kinde das Kreuz abzunehmen und sorgfältig die Schachtel aufzubewahren, welche das Bildniß und die Briefe des Vaters enthielt. Sie verlangte auch, daß man das kleine Mädchen Wassilissa nenne; „denn dies sey“ — bemerkte sie — „der ausdrückliche Wille ihrer unglücklichen Mutter.“ Der Aufseher, den die Zierlichkeit des kleinen Schatzes und die Worte Matrona's überraschten, hätte dies Mal gern einige Fragen über das Kind gethan; aber strenge Vorschriften zwangen ihn, seine Neugierde zu zähmen.

Nachdem Matrona solchergestalt ihr Möglichstes gethan hatte, die Existenz des Kindes sicher zu stellen, kehrte sie nach dem Hause der Trauer zurück, und verständigte sich mit der Eigenthümerin, um den Resten der Demoiselle Profkof die letzte Pflicht zu erweisen. Das kleine Mobilar ward verkauft, und der Ertrag, der daraus gelöst wurde, reichte hin, einige Schulden und die Kosten der Krankheit zu bestreiten. Weinend sprach die wackere russische Dienerin: „Benigstens kann Niemand meiner Gebieterin etwas Uebels nachsagen. Alles ist bezahlt, wir bleiben keinen Kopeken schuldig, und kehre ich auch arm nach meinem Dorfe zurück, so nehme ich doch die Genugthuung mit mir, ihr Andenken in Ehren gehalten zu haben.“ — Acht Tage darauf ging sie, da sie nicht länger dienen mochte, wieder nach ihrem ländlichen Geburtsorte zurück. Andere Miethskleute nahmen die Wohnung der Damen Profkof in Besitz, und von dieser unbekanntem Familie blieb keine Spur zurück: — Schönheit, Jugend, Liebe — Alles war verschwunden.

(Schluß folgt.)

Der indische Räuber-Hauptmann.

(Aus „Life in India or the English at Calcutta“
London, 1828.)

Dhier Sing war als der Anführer einer zahlreichen indischen Räuberbande schon seit mehreren Jahren der Schrecken der Einwohner gewesen, hatte sich aber immer damit begnügt, einzelne Dörfer auszuplündern und deren Bewohner zu ermorden; das Eigenthum der mächtigen Compagnie war von ihm verschont

geblieben, weshalb man es mit seiner Verfolgung nur höchst gleichgültig betrieb, und ihm Zeit ließ, einen neutralen Fürsten der Gegend durch einen Theil des Raubes zu seiner Verheimlichung zu bewegen. Sein letzter Raubzug hatte aber ein sehr bedeutendes Eigenthum der Compagnie selbst betroffen und dies änderte die ganze Sache. Alle inländischen Verbündeten der Regierung wurden nunmehr um Erlaubniß ersucht, den Verbrecher in ihren Ländern verfolgen zu können, und bald ermittelten ausgesandte Späher seinen Aufenthalt unter den widerseßlichen Siemindar's des Königs von Dode.

Im diesen halb wilden Ländern werden die Steuern von dem Fürsten meistbietend versteigert, und die Lasten, welche das Recht zur Steuer-Erhebung auf diese Weise erstehen, haben, von einer starken Truppen-Abtheilung begleitet, Vollmacht, die Steuern einzuziehen, und den unglücklichen Landbauern von dem Ertrage ihrer Felder nur die Mühe der Bestellung übrig zu lassen. Da nun diese Steuerpächter sich nicht begnügen mit dem, was ihnen zukommt, die Besteuereten aber eben so ungern das geben, was sie schuldig sind, kommt es oft zu Schlägereien, selbst zu Blutvergießen. Gegen gewaltsame Erpressungen haben die Landbewohner starke Umpfählungen aufgeführt; hier hinein schickte sich D Mier Sing, und der englische Major Melville, der mit den Truppen der Regierung ihn verfolgte, mußte jede einzeln stürmen; erst, wenn sie dem Boden fast gleich gemacht war, entfloh der Räuber auf seinem raschen, stets bereit gehaltenen Pferde zu einer andern Umpfählung, wo er auf den Beistand der Siemindar's rechnen konnte, denen er früher gegen ihre Unterdrücker beigestanden hatte.

Diese Verfolgungsweise griff indeß die Truppen der Regierung äußerst an, und Melville sah sich genöthigt, auf diesem nun fremden Boden die Vermittelung des brittischen Consuls bei dem Hofe von Lucknor in Anspruch zu nehmen. Da indeß die Räuber in diesen Gegenden den von dem Landesfürsten gewährten Schutz besser bezahlen können, als die ehrlichen Leute, so sind hier ganze Dörfer von der Räuber-Caste bewohnt, welche nur die Verpflichtung haben, ihre Abgaben pünktlich zu berichtigen und ihrer Kunst nicht in zu großer Nähe der Heimath nachzugeben. Von diesen Leuten ließ sich also wenig Beistand erwarten, da es sich um einen der Regierung zugefügten Schimpf und die Verfolgung des Räubers Seitens der regierenden Macht handelte. Major Melville war nicht im Stande, den Räuber zu fangen.

Bald darauf war Melville zugegen bei einem Elephanten-Gefecht. Die beiden edlen Thiere wurden in einem umpfählten Platz zum Kampfe gegen einander geführt, ein dichtes Gedränge der indischen Zuschauer umgab den weiten Raum. — So sehr auch dieser großartige Kampf der beiden Colosse des Majors Aufmerksamkeit an sich zog, so mußte er sie dennoch von Zeit zu Zeit auf einen Landesbewohner richten, der dicht neben ihm stand, und auch ihn mit Theilnahme zu beobachten schien. Seine saubere Kleidung verrieth einen Indier der höhern Caste; ganz weiß und vom feinsten Stoffe war seine Jacke, der Hitze zum Troß, gesteppt; eine weite Schärpe umgürtete fest seinen schlanken Leib,

und ließ den goldenen Gürtel sehen, der den Tulwar (Säbel) trug. Sein Turban, blendend weiß und kreuzweis dicht gefaltet, bot einen sichern Schutz gegen Hitze und Kälte; am Halse trug er ein breites goldenes Halbband, an den Fingern kostbare Ringe. Ueber die linke Schulter hing ein leichter Mantel, den Bewegungen der Arme jede Freiheit lassend, und seine Fußbekleidung zeigte, der Verzierungen ungeachtet, daß er nicht in einem Palanquin zum Schauplatz getragen wurde. Sein Alter schätzte Melville auf etwa 33 Jahr und eine würdevollere Haltung glaubte er noch an keinem Indier erblickt zu haben. Mit übergeschlagenen Armen und zurückgelehntem Haupt sah der Indier dem Gefechte der Elephanten zu, keine Miene verzog sich, nur sein sprühendes Auge verrieth seine lebhafteste Theilnahme. Als der besetzte Elefant wirklich flog, drückten des Indiers Züge Verachtung gegen denselben aus, sein sprechender Blick war auf Melville gerichtet. Unterdeß ward der geschlagene Elefant von seinem Besieger heftig verfolgt; von den Schlägen des feindlichen Rüssels geängstigt, durchbrach er plötzlich die Schranken und stürzte sich unter die versammelte Menschenmenge. Melville's Pferd ward jetzt völlig unlenkbar, es versuchte seine ganze Kraft, den Reiter abzuwerfen, indem es bäumte und ausschlug; der Major behielt aber dennoch seinen Sitz, und der Indier, welcher ihm nah zur Seite war, riß es mit starker Hand zu Boden, indem er dem Reiter auf Hindostanisch zurief: sich schnell zu retten. Der Rath kam aber zu spät, das Pferd überschlug sich und warf den Major dem wüthenden Elephanten in den Weg. Da machte der Eingeborne auf's Neue den Beschützer; er sprang herzu, zog ein Pistol aus dem Gürtel, und ein sicherer Schuß in's Auge des Elephanten streckte das wüthende Thier augenblicklich zu Boden, wo es mit dumpfen Stöhnen verschied.

Der Hindu verschwand, aber hundert Stimmen riefen: man solle den Mann ergreifen, der es gewagt, des Königs Lieblings-Elephanten zu tödten, von dessen Tritten zermalmt zu werden ein Glück für niedere Menschen sey. Selbst die durch seinen Muth so eben Geretteten vermehrten in ihrem feigen Slavensinn dies Wuthgeschrei, und verlangten den Kopf des Frevlers. — Der kühne Indier aber rannte gewandt und entschlossen durch die Oeffnung, welche der Elefant sich unter den Zuschauern gemacht, ein Diener löste das Band, mit dem sein Kopf an einem Pfahl der Heerstraße gefesselt stand; der Hindu schwang sich behend hinauf. — Schon war der Vorderste seiner Verfolger ihm nahe; er erhob seinen Tulwar, indem er die Linke mit dem Schilde deckte. „Ergreift den D Mier Sing!“ rief der kräftige Tschokidar: „vor dessen Namen die Herzen der Männer zittern; verdient den auf seinen Kopf gesetzten Preis, und einen großen Namen durch alle Welt!“ — Aber der furchtbare Räuber — denn er war es wirklich — hob sich hoch im Sattel empor, und feuerte sein zweites Pistol eben so sicher ab, wie das erste; sein Verfolger stürzte zusammen. Das Kopf schnaubte bei dem wohlbekannten Knall, und war — wie eine Schwalbe über die Fläche dahin streichend — im Augenblicke Allen entschwunden.